

Von der suggestiven Kraft des Kinos

Eine Bilanz der diesjährigen Grenzlandfilmtage in Selb

In seinen rigorosen „Noten zum Kine-
matographen“ schreibt Robert Bres-
son: „Man erkennt das Wahre an sei-
ner Wirksamkeit, an seiner Macht“;
und er denkt dabei natürlich an die
suggestive Kraft des Kinos. Bei den
diesjährigen Grenzlandfilmtagen in
Selb wurde Bressons Meisterwerk
„Das Geld“, der bislang letzte Film des
77jährigen unter den ersten Auffüh-
rungen gezeigt, eine wunderbar karge
und schonungslose klare Parabel von
der Fatalität des menschlichen Le-
bens.

Nicht viele der in Selb gezeigten Filme
hatten eine vergleichbare Sogwir-
kung. Dennoch: in der kurzen Zeit und
innerhalb des schmalen Programms
dieses kleinen Filmfestes an der
Grenze zur DDR gab es – gemessen an
dem überquellenden Angebot der
zehntägigen Berlinale und ganz zu
schweigen von den nicht zu verglei-
chenden Etats – einige erfreuliche
Filmerlebnisse mehr.

Ein erheblicher Teil der in Selb vor-

geführten Filme ist längst auf anderen
Festivals vorgestellt, längst auch in
den Kinos gezeigt worden.

Auch „Max Haufler, Der Stumme“
von Richard Dindo war im vergange-
nen Jahr bei den Solothurner Film-
tagen zu sehen, in die Kinos kam er bis-
lang jedoch nicht. Dieser vielschichti-
ge Schweizer Film ist die intensive,
deshalb nahegehende Studie einer
Trauerarbeit, die sich auf mehreren
Ebenen zugleich abspielt. Max Hauf-
ler, in den dreißiger und vierziger Jah-
ren ein angesehener Schauspieler, hat
bis zu seinem Freitod 1965 vergeblich
nach Unterstützung bei der Verfilm-
ung des Romans „Der Stumme“ von
Otto F. Walter gesucht. Jahre später
folgt seine Tochter Janet den Spuren
des Vaters, zu dem sie zu seinen Leb-
zeiten nur wenig Verbindung hatte.
Sie recherchiert, führt Interviews,
sieht sich seine Filme an und spielt
selbst einige Szenen aus dem „Stum-
men“ nach. Am Ende sind alle Ebe-
nen, die des Realen und des Fiktiven,
miteinander verwoben.

Ein weiterer Beitrag aus der Schweiz,
die deutsche Erstaufführung von
Jean-François Amiguets „Alexandre“
kann trotz schöner, stiller Bilder, ei-
nem prägnanten Kurzauftritt des
Hollywood-Veterans James Mason,
auch trotz der pittoresken Kulisse des
Genfer Sees und durchweg guten
Schauspielern nicht über Längen und
umständliche Drehungen im eigenen
Kreis der Gefühle nicht hinwegtäu-
schen. Ein Film, der einmal mehr den
Mythos einer Männerfreundschaft ze-
lebriert, die trotz oder wegen der Liebe
zur selben Frau Bestand hat. Am glei-
chen Thema versucht sich, noch we-
niger überzeugend, auch der jugosla-
wische Beitrag „Etwas dazwischen“,
verbunden mit einer sehr oberfläch-
lich geratenen politischen Standortbe-
stimmung Jugoslawiens. An klassi-
sche Vorbilder wie Truffauts „Jules
und Jim“, an dessen Wärme und
Charme, erinnert man sich mit Weh-
mut.

Enttäuschend auch der zweite jugosla-
wische Beitrag: „Treppen zum Him-
mel“. Das Thema einer Gruppe von
jungen Leuten, die sich nach Jahren
wiedertreffen, hat vor kurzem auch
John Sayles, die Entdeckung der letz-
ten Hofer Filmtage, in einen zärtli-
chen, humorvollen Film gepackt.
Hier jedoch wird mit diesem Sujet
kopfflos und wenig feinfühlig umge-
gangen.

Der einzige Beitrag aus Ungarn bei
diesem Filmfest, das sich besonders
neuen Produktionen aus den osteuro-
päischen Ländern öffnet, war einmal
mehr ein Beispiel für den meisterhaf-
ten Umgang ungarischer Regisseure
mit filmischen Mitteln. „Die Prinz-
essin“ von Pál Erdöss, beinahe ein Do-
kumentarfilm, läßt die unaufdringli-
che Kamera in schwarz-weißen Bil-
dern einige Monate im Leben Jutkas
folgen, einem 16jährigen Mädchen,
das bei Pflegeeltern aufgewachsen ist
und im täglichen Umgang mit ande-

ren viel Grobheiten und Gleichgültig-
keit erfährt. Die Kamera ruht oft auf
dem Gesicht der Protagonistin, hält
den unvergeßlichen Ausdruck zwi-
schen schüchternem Lachen und ent-
mutigtem Weinen, aufflammender
Hoffnung und umso tieferer Enttäu-
schung fest. Ein ganz menschlicher
Film also.

Menschlichkeit ist auch ein Stichwort
für die Filme des 61jährigen Eng-
länders Lindsay Anderson, der erst
allmählich bei uns entdeckt wird. Ihm
war in Selb die Retrospektive gewid-
met. Man darf sich bei diesem Mitbe-
gründer des „Free Cinema“ nicht dar-
über hinwegtäuschen, daß sich selbst
in seinen schwärzesten Satiren und ät-
zendsten Attacken auf westliche Ge-
sellschaftssysteme, wie er sie in
„IF...“ (1968) und „Britannia Hospi-
tal“ (1982) höhnisch artikuliert, ein
nie nachlassender Kampf um mehr
Menschlichkeit ausdrückt. Leichter
spürbar wird das in seinen älteren
Kurzfilmen, „Thursday's Children“
von 1957 über gehörlose Kinder und
einem Dokumentarfilm über die Ar-
beiter vom Covent Garden Market
(„Every Day except Christmas“, 1953).
In Andersons subtilen Studien und
einfühlsamen Betrachtungen
menschlicher Misere paart sich
Hoffnung mit Verbitterung, anarchi-
sche Aggression mit unbeholfener
Zärtlichkeit. Das deprimierendste
Beispiel dafür ist vielleicht „Locken-
der Lorbeer“ („This sporting life“,
1963), in dem Richard Harris vergeb-
lich der Armseligkeit seines Alltags zu
entfliehen sucht.

Und es gab in diesen vier Tagen noch
einen anderen, menschlichen und me-
lancholischen Film „Fariaho“ von
Robert Gräf aus der DDR. In den fünf-
ziger Jahren zieht ein alter Mann mit
seinem altersschwachen Vehikel von
Dorf zu Dorf, erzählt mit seinen Holz-
puppen Moritaten und Märchen von
Pfalzgrafen und Edelfrauen. Wenige
Jahre nach dem Inferno des Faschis-
mus vermag er dem Lauf der Zeit
nicht mehr zu folgen. „Wir müssen uns
erinnern, sonst wird sich alles wieder-
holen“, diese Botschaft aus „Hiro-
shima, mon amour“ versucht er auf
rührende Weise an die Jungen weiter-
zugeben. Erst am Schluß, wenn er et-
was gelernt und etwas weitergegeben
hat, überwindet er sein Trauma, man-
növiert seinen Anhänger von den
Seitenwegen auf die Autobahn, reiht
sich zwischen Lastwagen, stellt sich
dem Anblick monotoner Häuser-
blöcke. Ein zauberhafter, dabei ganz
ernster Film, dessen scheinbarer Ana-
chronismus deutlich die Zeichen eines
tiefen Aktualitätsbewußtseins trägt.

Die Macht des Kinos: Bei vielen Fil-
men hat man sie nicht gespürt, bei den
deutschen Kurzfilmen nicht und eher
bei der „Rache des Homunculus“ von
1916 als bei „Der zweite Tanz“ von
1982. Aber man konnte in Selb die in
Berlin schmerzlich vermißte Erfah-
rung machen, daß Kino auch auf
Filmfesten nicht nur Last sein kann,
sondern auch Lust.

Fränkischer Tag

Bamberg, 3.5.84